

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

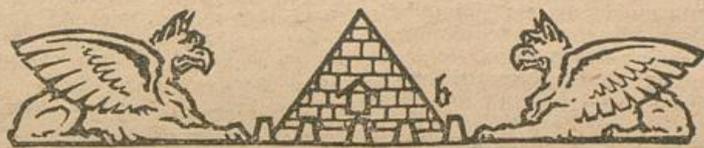
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

23.1.1927 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No. 4



23. Jan. 1927

Albert Schneider / Persönliches von Albert Weisgerber.

Auf dem Kasernenhof des 2. Bayer. Infanterieregiments Max Emanuel, Standort München, versammelten wir uns, hundertvierzig und eilliche Einjährig-Freiwillige in Zivil, bereit zur Verteilung auf die einzelnen Kompagnien. Als wir nach der Größe geordnet waren, stand an meiner Seite ein schmissig gekleideter junger Mensch den rötlichen Schnurrbart à la brosse geschnitten, die Augen tief liegend, etwas hager und sah im Gesicht, aber breit schultrig und stämmigen Körpers. Er fiel mir auf, weil er nicht ansah wie wir andern, weder kaufmännisch, noch akademisch, noch irgendwie beamtenmäßig dressiert. „Wärst du nicht so geistgeprägt“, dachte ich, „ich möchte dich fast für einen Dekorationsmaler halten.“ Ich war mit einem befreundeten Mediziner nach Bayerns Residenz gekommen und bat in letzter Stunde, mit ihm derselben Kompagnie eingereiht zu werden. Aber beim Militär kannte man ja keine Sentimentalitäten. Gottlob! Es war mir auch damals nicht so ganz ernst gewesen mit meiner Bitte. Ich habe es von jeher gerne mit dem unbeflügelten Fatum gehalten. Ich blieb also an meinem Platz neben dem kultivierten Malersmann und kam mit ihm und zehn andern in die Türkenkaserne, in der neben dem „Leiber“-Regiment zwei Kompagnien des zweiten untergebracht waren.

Nachdem man uns unsern gemeinsamen Schlafraum angewiesen hatte, ließ man uns frei zum ersten Besuch der Kantine. Dort gab's Bier, Landjäger und Leberkäse, wir stärkten uns mit lobenswerter Gewissenhaftigkeit, und danach, was kam dann? Soldatenlieder ohne Zahl brüllten wir frisch, frisch und ungehemmt in die ehrwürdige Halle hinein, der Warnung zum Trotz, die auf trüb verräucherter Tafel von der Wand heruntermahnte. Singen und Schreien verboten! — wenn das je für uns gelten sollte, dann gemäß heute nicht. Nach Ablauf einer halben Stunde geschah etwas Unerwartetes. Die aus allen Teilen des Reiches zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich zum erstenmal begegnete und nach Herkunft und Beruf denkbar verschieden war, verbrüderete sich, soweit es dem einzelnen gegeben war, sogar in stürmischem Erguß. Die Wogen begannen hochzugehen. Mir war's recht sammervoll zumut gewesen in der neuen Umgebung, erst dranken auf dem Kasernenhof und nachher über dem langen Warten bei der ärztlichen Untersuchung. Nun war mit einem Schlag alles anders geworden. Uebermut und Zutraulichkeit herrschte in unserer Mitte, und der dies zuwege gebracht hatte, war niemand anderer als der unterste junge Mann mit den etwas fahlen Wangen und dem rötlichen, à la brosse geschnittenen Schnurrbart, war der dreißigjährige Albert Weisgerber.

Er war wirklich Dekorationsmaler gewesen und hatte als solcher in seiner Heimat, der Rheinpfalz, bereits eine Kirche ausgemalt. Zuerst hatte er die geheiligten Flächen zu bedecken versucht, wie es seines Wesens war, mit lebensfrohen Gestalten, und weil er sich auch den Himmel nur in befriedigenden Gesundheitsverhältnissen vorzustellen vermochte, waren seine Engel recht rot- und pausbäckig geraten. Die waren aber nicht nach dem Sinn seines geistlichen Auftraggebers, und er mußte sie wieder herunterwaschen. „Kannst dir denken, was i dem dann für Schmachklappen hing'molt hab“, schloß er, als er mir's erzählte, mit einer Mischung von Wut und Schadenfreude, in echtem Münchner Bayrisch, daß er als einzige Fremdsprache meisterhaft beherrschte. Das war nun auch so eine Sache mit ihm; seine schulmäßige Ausstattung war etwas spärlich. Er hatte keine höhere und keine höchste Bildung genossen. Die Berechtigung, als Einjährig-Freiwilliger zu dienen, hatte er sich nachträglich als Künstler erworben, und als solcher

hatte er ja auf der untersten Sprosse anfangen müssen. Seine verständliche Begabung hätte bei weitem ausgereicht zur befriedigenden Bewältigung eines Mittelschulpensums. Er hatte den Kopf oben zu allen Zeiten und war jeder Lage gewachsen. Was aber hätte er mit einem Ballast unangemessener Schulideen anfangen sollen?

„Herrgott, ich komm' nimmer los davon!“ rief er eines Nachmittags im Café Zuitpold, einem feinen Raum zu jener Zeit noch, in dem nicht wie heute dem Besucher am helllichten Tage die Ohren mit widerlichem Musikklimbim gefüllt wurden. Wir saßen im breiten Vorraum, lasen ein bißchen, Weisgerber gewiß die kleinen Berichte aus Stadt und Land, bis er die Zeitung auf den Tisch sinken ließ und in die angegebenen Worte ausbrach. „Ich habe gegenwärtig ein fürchterliches Buch vor“, fuhr er fort; „es handelt von einem Studenten, der eine alte Frau ermordet. Ich meine immer, ich selber sei der Mörder.“ „Raskolnikow?“ fragte ich lächelnd. Er nickte und sagte noch ein paar Worte, die von seiner tiefen Empfänglichkeit zeugten. Das war in Tagen, wo man morgens in straffer Sehnenspannung mit den Langschläfern den Kasernenhof bearbeitete. Im Sommer auf dem Truppenübungsplatz „Lager Lechfeld“ gab ich ihm „Niels Lyhne“ zu lesen. Ich sehe ihn noch auf dem Bauche im Grase liegen, den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf den Boden gestützt, Sonne über ihm und der kühle Lustzug der Hochfläche. Nach einigen Tagen gab er mir das Buch zurück. „Unglaublich schön!“ sagte er; „nur ist kein Mann darin. Niels Lyhne ist ein Waschlappen. Die Bilder übrigens, die drin beschrieben werden, sind reiner Kitsch.“ Da hatte ich sein Urteil, und es war nicht schlecht. Fürwahr, er hatte den Kopf oben, und was seine Kunst anbelangt, so hatte er zu ihr bereits eine Stellung, von der aus er die intimen Landshaferten mit einer defizierenden Figur, wie sie Jacobsen in seinem Roman schildert, weit unter sich sah. In Schwabing machte er mich eines Abends mit einem Kollegen bekannt. Der sprach von einem Auftrag, den er erhalten hatte; er sollte ein Bild malen, es mußte jedoch in der Art, sagen wir, der deutschen Romantik, sein. „Und was hast dem g'sagt?“ fragte Weisgerber. „I muß es halt machen, daß i was verdien.“ „Und das machst du?“ rief Weisgerber wieder; „dann bist loan Künstler net, dann bist en Kitscher.“ „Du hast gut reden“, mag der andre gedacht haben, „du hast nicht nötig, Kompromisse zu schließen.“ Die „Jugend“ hatte angefangen, Beiträgen von ihm zu bringen, flüssig gezeichnet und derb in der Form, seine Malerei hatte ihm manches eingetragen, und er stand auf festen Füßen. Um die Weihnachtszeit klagte er mir, sein Geld gehe ihm aus, er wisse nicht, wie es werden solle mit der weiteren Dienstzeit. Einige Wochen darauf war die Schwierigkeit überwunden; er hatte sich an einem Wettbewerb für ein Plakat beteiligt und den achtunggebietenden Preis von 1200 M erhalten.

So war der Künstler, den wir in unserer Mitte hatten, begabt von Natur und vom Glück begünstigt, gebildet durch die Hingabe des Geistes und Blutes an seine Berufung, dem Leben im Tiefsten verbunden, frohem Genuß nie abhold, stets trunken, nie betrunken. Es war kein Wunder, daß dieser ständig übersprudelnde Mensch uns vom ersten Augenblick an mit sich riß. Die Unteroffiziere waren geradezu betroffen und bestochen von der Art, wie die heurigen Einjährigen sich einführten. Am Abend beim Zapfenstreich, als wir zum erstenmal auf unsere seidenweichen Matratzen kriechen mußten, brachten sie uns sogar den Märkzug aus Vett. Weisgerber durfte sich auch späterhin einen uneingeschränkt freien Ton gegen sie erlauben, der uns andern weder anstand, noch ver-

ziehen worden wäre. „Weißgeber, zahlst m'r drei Quartel!“ sagt der Unteroffizier X. beim Vorübergehen auf dem Plur. Prompt erfolgt die Antwort, für die man den Geist Götts von Verlichingens zu zitieren pflegt, im veriranischen Du natürlich und etwas gemildert nur durch die Münchner Prägung, die das Betätigungsobjekt einschmeichelnd an den Sahansang zu stellen pflegt. Welche Erfrischung, einen solchen Menschen auf langen Märschen neben sich zu haben! Schöner freilich waren die Stunden im Café Stefanie, genannt Größenwahn, wo die Genies aller Gattungen in den kühnsten Aufmachungen sich versammelten und man nach einer einzigen Tasse Kaffee mit einem immer wieder neu gefüllten Glas Wasser in endloser Folge bedient ward. Restlos herrlich allerdings war's erst in Zivil, am Samstag nachmittag oder nachts gar, nachdem man zuvor ein Weinbeißel besucht hatte, wo vielleicht der Herr Major mit seinem Adjutanten an einem und wir an andern Tisch saßen. „Du,“ stieß mich Weißgerber einmal an, „ist das dort nicht der Leutnant Y? Und dös Trumm Mensch, das er bei sich hat!“ Das war laut gesprochen, der Herr Leutnant hörte es und verschwand bald mit seinem Trumm Mensch. Er erinnerte sich wohl, die frechen Bengel schon gesehen zu haben; vier Wochen zuvor war er in der Tat bei unserer Kompanie zur Ausschilfe gewesen. Bei all diesen Freiheiten hatte unser Kompagniechef nie Grund, mit unsern dienstlichen Leistungen unzufrieden zu sein, und er war es auch nicht. Bei der Entlassung pochte er bei Weißgerber an, ob er nun wohl auch am „Simplizissimus“ mitarbeiten werde. „Nein, Herr Hauptmann,“ antwortete er bestimmt, „aber an der „Jugend“. „I was was warum,“ sagte er nachher mit vielsagender Kopfbewegung; der „Simplizissimus“ galt ihm damals noch als unerreichbarer Gipfelpunkt auf dem Gebiet der Karikatur.

Ein halbes Jahrzehnt nach unserer gemeinsamen Militärzeit war ich mit meiner jungen Frau auf der Durchreise in München. Ich führte sie selbstverständlich ins Stefanie. Kaum hatte ich recht den Kopf zur Türe hereingestreckt, rief's von einem Tisch her „Servus Schneiderlein!“ und Weißgerber kam voller Freude gelaufen, um uns zu begrüßen. Er hatte ein recht feingehacktes Gesicht bekommen, war völlig rasiert und ausgefuchst gekleidet. Obgleich seine Frau verreist war, mußten wir ihn am Abend besuchen. Das „Frauerl“ mußte ihm ein paar Arien vorsingen, dann führte er uns ins Atelier und hielt Umschau nach einer geeigneten Gabe für mich. Ein Hinterhausbild lehnte ich seines großen Formats wegen ab, da entdeckte er sein Selbstbildnis in der blauen Militärkittelfa, die wir einst getragen hatten. Es verriet den Einfluß seines Pariser Aufenthalts im vergangenen Jahr, zugleich aber den ihm eigenen wichtigen Pinselstrich. Er hatte es für die Düsseldorf Ausstellung gemalt, aber nicht abgeschickt, weil ihm das eine Ohr etwas zu groß geraten war. „Das stört mich nicht,“ sagte ich, und schon drückte er mir das wertvolle Werk in die Hand. Damit war es ihm noch nicht genug; er holte noch ein paar Zeichnungen hervor, und zuletzt bot er sich an, uns beide zu porträtieren; wir sollten morgens gleich kommen. Ich war unklug genug, dies auf einen späteren Besuch zu vertagen. „Man kommt ja immer wieder mal nach München,“ dachte ich. Ich kam wieder, aber da saß Weißgerber irgendwo im Gebirge. Nur seine neuesten Bilder konnte ich sehen, seinen großen Jeremias und die Somalifrau. Ich kann nicht sagen, daß sie mich gleich erheitert hätten; sie verfehlten mir einen Schlag, und keinen gelinden. Man sieht nicht ungestraft Jahre lang in einem kleinen Nest über Schularbeit und Erkenntnistheorie. Bald freilich erkannte ich, daß es das ursprüngliche Künstler temperament war, was mich überwäl-

tigt hatte, der blutwarme Ausdruck visionären Erlebens. Ich konnte mich übrigens bei zeitgenössischen Zeugnissen beruhigen; Weißgerber war Präsident der Neuen Sezession und als führende Persönlichkeit von der werdenden Generation der Stadt anerkannt.

Das zweite Halbjahrzehnt war vergangen und noch ein bißchen mehr. Wieder betrat ich in Begleitung meiner Frau das Café Stefanie, diesmal in Felduniform. Es war öde und verlassen. Der Januar war zu Ende, man kämpfte seit Sommer an zwei Fronten. Ich war abkommandiert von meinem Regiment im Westen, 15 Offiziere des 14. Korps mit mir, und hatte mich verabredet, mich in München mit den Kameraden zu treffen. Meine Frau war von Karlsruhe an mitgereist. Von Weißgerber wußte man nur, daß er an der Westfront stand; seine Adresse konnte man mir nicht sagen. Am andern Morgen ging's weiter, nach Wien, Budapest, nordwärts nach Munkacs und dann in die Karpathen hinein, zu den Kämpfen in Kälte und Schnee. Als die Sonne bereits sommerwarm auf den Hängen des Zwiniu und der Plijska lag, erhielt ich bei kurzem Quartieraufenthalt in einer der Holzhütten der Ruthenen einen Brief aus der Heimat, dem ein Ausschnitt aus einer illustrierten Zeitung beigelegt war. Ich sah das Bildnis Weißgerbers und erriet, was geschehen war. Er war ein Opfer des Krieges geworden. In Nordfrankreich, unweit Beihune, bei einem schweren Gegenangriff in der Morgenfrühe, durch den die Engländer aus den Gräben, in die sie eingebrochen waren, wieder hinausgeworfen wurden, war er gefallen, nahe vor dem Feinde. Ich beklagte es bitter, aber ich klagte nicht. Solange man selbst fast täglich dem Feinde gegenübersteht, kennt man die Weichmut nicht.

Wieder und wieder mußte ich die seltsame Fügung bedenken, die in diesem Ende lag. Wäre es nicht ein Widerwinn gewesen, wenn er, der die französische Malerei so ungeheuer bewunderte, gerade durch eine französische Kugel den Tod gefunden hätte? — Wenn ich die Sache richtig befehe, sage ich nein. Albert Weißgerber, der männliche Künstler, unterschied klar zwischen dem freien Austausch europäischen Kulturbetriebes in Friedenszeiten und den Geboten, die in der Schicksalsstunde an ein Volk herantreten, wo ihm keine Wahl gelassen ist, als zu siegen oder gedemütigt zu werden. In einem solchen Augenblick sich hinter eine noch so dringliche Unabkömlichkeit zu verschanzten oder in eine unverpflichtete Kulturinternationale zu flüchten, war nicht nach seinem Geschmack. Er wurde wieder Soldat, echter Soldat des Krieges, und alle rühmen ihm nach, daß er es ganz wurde. Deutschlands Feinde waren die seinen.

Heute, daran ist nicht zu zweifeln, würde er den Weg weitergehen, auf dem er sich vor dem Krieg befunden hatte. Trotz aller Bewunderung für die französische Malerei war ihm die fremde Farbkala nie mehr als ein Mittel; sein Zweck war die Darstellung eigenen Wesens, eines starken und sinnlich glühenden Erlebens, das sich immer tiefer durchdrang mit dem Gehalt vergeistigter Visionen. Je mehr dies geschah, umso deutscher wurde seine Kunst. Hätte er sonst etwas zu geben gehabt? Man muß sich seine bedeutendsten Schöpfungen vor Augen halten, um sich davon zu überzeugen, den knienenden Sebastian im Walde, Absalom, David, das letzte vollendete Bild von seiner Hand, und die Amazonen, an denen er noch nach Kriegsausbruch malte. Er schloß sich die ausländische Malerei auf zur eigenen Belehrung, ein Französkling war er nie. Er war echt genug, um zu fühlen, daß es von der Selbstpreisgabe keine Rückkehr mehr gibt zum persönlichen Werk.

Magda Fuhrmann / Eine Baltin in Baden.

Durch das Badener Land ging im Anfang des 19. Jahrhunderts die große Gestalt einer nordischen Frau, die zum Teil für eine Heilandin, zum Teil für eine seelische Falschmünzlerin angesehen wurde. Es war die baltische Baronin Juliane von Krüdener, 1764 in Riga geboren. Ihrer Heimat fern, nur noch in der Religion beheimatet, zog sie erhehend und erziehend in Baden umher, der subline Stil ihrer hochausgebildeten Persönlichkeit hielt sowohl ekstatischer Bewunderung, wie bitterster Anfeindung stand. Hinter ihr lag der rasche, glühende Fieberatem eines bunten, vielgestaltigen Lebens: Liebe, Ehe, Abenteuer, Witwenchaft, Erfolg, Fehlschlag, Erweckung, Belehrung.

In der Brüdergemeinde Bertholdsdorf hörte sie zum erstenmal von dem „göttlichen Augenarzt, Geh. Hofrat Jung Stilling zu Karlsruhe“, und was sie über ihn vernahm, übte eine so zwingende Wirkung auf sie aus, daß sie, von zwei Töchtern gefolgt, die badische Residenz zu längerem Aufenthalt erwählte. Die christliche Kultur des Jung Stillingschen Hauses, die gleiche Einstellung in alles Innerliche, war, was sie suchte. Zwischen Jung Stilling und Juliane bestand bald eine Verbundenheit, die bis in die Tiefen der Seele reichte und die rein ethische Seite der Freundschaft zu letzter Vollendung hinauf entwickelte. Jung Stilling war der Gebende. Was er jeinerzeit von Juliane empfing, wußte er ihr in veredelter, verschönerter Gestalt zurückzuerstatten. Durch ihn kam sie dem Geheimnis des wahrhaft Religiösen nahe. Später zog er sie aus der Stille des Familienlebens an den Kaiserhof. Auch hier traf Juliane ein geistiges Klima, das ihr zusagte. Die regierenden Herrschaften empfingen sie huldvoll und zielten sich bestrebt, in ihr die berühmte Verfasserin des in französischer Sprache 1803 zu Paris erschienenen Moderomans „Ba-

lerie“ kennen zu lernen. Literarische Kamischware hatte dieses Buch in Paris trotzdem einen manischen Valerianus erzeugt, Damen kleideten sich à la Valérie, Herren knieten vor der scharmanten, eilen Baltin, die sich mit der erfahrenen Koketterie der Vierzigerin anbeten ließ. Alles was man am Karlsruher Hof über Juliane gehört, stand in völligem Widerspruch zu der, von tiefem, edelgeistigen Leben durchströmten, ersten Frau, die Jung Stilling einführte. Häufig lud die Markgräfin Juliane zu ihrem intimsten Cercle, an dem ihre beiden Töchter, die Königinnen von Bayern und Schweden, teilnahmen. Auch andere gekrönte Frauen befanden sich damals am Karlsruher Hof, so die Königinnen von Holland und Hannover, und sie alle begriffen, daß in Juliane etwas von seelischer Ueberlebensgröße war. Wenn sie ihr lauschten, kühlten sie sich über die Grenzen der Erde erhoben. Juliane offenbarte diesen Könighchen, hohen Frauen, daß es über ihnen noch ein Allerhöchstes gäbe, dem sie nachzugehen hätten. Sie sprach auch vom schneidenden Glend der Zeit, ihre leidenschaftlichen, sozialreligiösen Darlegungen lösten Widerhall aus in den aufgeloederten Herzen der andachtverwobenen Fürstlichkeiten. „Ihr alle habt Gott gerufen, bewußt oder unbewußt, laut oder leise,“ sagte sie, von ihrem Gegenstand hingerissen, „wohlan, indem Ihr Gott suchtet, fandet Ihr ihn bereits.“ Obgleich dieser oder jener aus ihrer höfischen Gemeinde sie gewiß bloß als amüsante Unterbrechung der Schloßlangeweile betrachtete, als hysterische, ridiküle Prophetin, die man nicht ernst nehmen durfte, wurde Juliane von Krüdener trotzdem keine flüchtige, nach kurzer Zeit befehte gehobene Herrenlame, sondern erreichte fast durchwegs Interesse. Ihre feierlich berebte, superlative Art hatte gleichzeitig etwas schlicht Vornehmes. Nicht nur die, allen Angelegenheiten

des Gefühls leicht zugänglichen Frauen beeinflusste sie, auch kühlgerebrte Weltmannstypus beugte sich betroffen vor ihr, beispielsweise legte der Baron Vertheim alle seine Aemter nieder, um sich fortan der religiösen Sache zu widmen. Er wurde Julianes Schwiegersohn.

Einer Einladung nach Baden-Baden folgend, traf Frau von Krüdener dort die „europäische Welt“, in der sie sofort wieder ein Zentrum bildete. Daß eine große Dame „du vrai monde“ sich in herzlicher, demüthiger Offenheit zu Jesus Christus bekannte, war neu, reizvoll, originell. Es kam etwas Suggestives von Julianen, wenn sie in den Ruinen des alten Schlosses ihre inneren Gesichter und Bilder gestaltete. Da sie alle Eitelkeit abgestreift hatte, wurde sie von der ihr dargebrachten Umschmeichelung nicht berührt. Am liebsten ging sie, psalmenlesend, allein spazieren. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, diente ihre Seelentherapie anschlüsslich den niedersten Schichten der Stadt. Ihr Herz gehörte den Armen. Nie machte sie Rangunterschiede, es sei dem feinsten. Aber auch da überwand sie ihren natürlichen Abscheu vor allem Schlechten und stillen Drittklassigen. Zu Verworfenen stieg sie hinunter, zu Verkommenen, Zerstorben und Entgleisten. Nie war sie glücklicher, als wenn es ihr gelang, einen verwahrlosten Menschen auf den Weg der Befreiung zu führen. Sie dachte dann an ihr eigenes Erleben, das sie aus dem falschen Gefühl seßellosten Vergnügens hinübergelieft hatte zu der Kindheit einer heiligen Straßenszene in Gott. Dieses Glück mußte sie der Menschheit weitergeben. Als Künstlerin und Gesichte war sie ohne jede Genialität gewesen, als religiöse Erscheinung besaß sie ein Genie, in dem etwas von der selbstverständlichen Größe der Natur lag. Allmählich löschte sie ihre eigene Person vollständig aus. „Meine Seitigkeit nimmt stets zu“, schrieb sie 1812 aus Karlsruhe, „ich bin immer mehr, indem ich immer weniger werde.“ Zu ihren freundlichsten Erholungsstunden gehörten die in einem karlsruher Pensionat verbrachten. Die Böglinge hingen schwärmerisch an ihr, der Vorsteherin konnte sie einen verlorenen Glauben zurückbringen. Von Karlsruhe aus unternahm sie ihre „Erweckungsreisen“ durch ganz Baden.

„In Heidelberg“, schrieb sie einmal, „erlebte ich etwas sehr Rührendes. Das Wirtshaus, wo ich wohnte, war gegenüber einem Turm. Da saßen Gefangene an einsamen Gitterfenstern. Sie sangen wilde Tiroler Lieder, mein Herz war sehr bewegt für diese Glücklosen.“ Sie veranlaßte den Gefängniswärter, die Eingekerkerten in ihrem Namen reichlich zu bewirten, ließ in ihr religiöse Schriften verteilen und erlebte es, daß am Abend desselben Tages hinter den Gittern an Stelle grimmer Truhgefänge sanfte Kirchenlieder erklangen. Mehr und mehr wandte sie sich den Allergeringsten zu. Zeitgenossen bestätigten ihr aufopferndes Wirken für die Armen. „Oft traf man sie bei einem Stück harten Brots vergnügt, nachdem sie ihr Mittagessen einem Armen überlassen hatte. Ihre Liebe beschränkte sich indessen nicht nur auf praktische Hilfe, erst wenn sie zerbrochene Herzen aufrichtete, erschien sie in ihrem schönsten Lichte.“ Baltische Kassenmerkmale, wie etwa Weite, Roblesse, hart herausfordernde Unerblichkeit bei weicher, geschmeidiger Anmut des Geistes, fanden sich auch in Julianen ausgeprägt. Sie, die Hyperkritin, kämpfte vor allem gegen die Halbchristen, die „Lauen“, die der große Dante nicht einmal der Hölle wert erachtete. Frau von Krüdener's starke Demokratisierung hatte nicht gerade die Empathie des Hofes, der Abel begann ihre überwältigenden Erfolge unter dem Volk liguerischer Attrappierung zuzuschreiben, dem bekannten Worte Bauernarques zufolge: „Die Kunst, zu gefallen — das ist die Kunst zu betrügen.“ In höchsten Kreisen warf man ihr Schauspieleret und seelischen Egoismus vor. Auch dies kümmerte sie wenig. Still zog sie sich nach Lichtental bei Baden zurück, wo sie auch die einbrechende Kriegszeit überdauerte. Ihr Wesen, das Liebe und abermal's Liebe war, begriff das Blut des Krieges nicht, die Kampfenbrannten Monarchen erschienen ihr als Verirrte, die sie beklagte, aber auch anklagen mußte:

„Ihre Freuden werden bleichen,
Ihre Fahnen traurig wehn,
Güte durch ihr Leben schleichen
Und ihr Fuß auf Gräbern stehn.“

Stündlich wird ihr Mund sie mahnen
Einst an Frevel und an Schuld,
Die ein schauderhaftes Ahnen
Hier schon quält verzerrter Huld.“

Oder zeigte sie sich in ihren Gedichten vorzugsweise als Elegikerin und Hymnikerin. Der Einfluß, den sie auf den Zaren Alexander I. ausübte, ist oft besprochen worden. Von ihr stammte die Anregung zur „Heiligen Allianz“, in der sie eine ihrer höchsten Missionen erblickte, ein Gebante, ebenso erhaben wie irrationell.

Joachim v. d. Goltz / Verdienst und Gnade.

(Schluß.)

Also auch du, Kronenwirt! Auch du ein zerrinnendes Ideal, ein Abstrahler. Ja, ich würde es verstehen, wenn du dem Arm des Gesehes ein Köstchen Burgunderwein ins Haus schicktest, um der Bileae auter Beziehung willen. Ja, oder wenn du ihm eine Riste Ricaren nachschicktest so groß wie der Sara, in welchen ich lebt unsere Freundschaft hineinlege. Aber daß du mir den Kristall entweihst, aus dem wir beiden tranken in jener Nacht, als du er-

Sin und wieder hatte sie den Wunsch geäußert, nach Grenzach-Horn überzusiedeln. Freudig bestärkt war sie daher, als, wie von Gott gesandt, eines Tages ein braver, badener Mann, Daniel Dieirich, vor sie hintrat und ihr sein Haus, das sog. Hörnlein, als Geschenk anbot. Es wurde durch Julianen von Krüdener mit einem Schlage berühmt. Sie lebte denkbar bescheiden: drei kleine Stübchen und Küche bildeten das Interieur der einst so verwöhnten, baltischen Aristokratin. Das Martyrium des Gekrenzigten vor Augen, im Wissen um die Geringfügigkeit alles irdischen Geschehens, wurde sie von Tag zu Tag anspruchsloser. Es nahm ihr nichts von ihrer Größe, wenn sie die niederste Arbeit verrichtete, um anderen ein Beispiel zu sein. „Die Seele der Frömmigkeit ist nicht Glaube, sondern Demut.“ Während der furchtbaren Hungersnot, die 1816 nach dem Kriege ausbrach, offenbarte ihre Religion hoher Menschlichkeit sich im vollsten Umfang. Sie verkaufte ihre Edelsteine für die Armen des badischen Landes, auch ihre russischen Einkünfte halfen die Not lindern. Ihr Vermögen sah sie im Grunde als Eigentum aller an, die es mehr benötigten als sie selbst. Nie waren ihre Bibelstunden und religiösen Versammlungen besuchter wie in Grenzach-Horn. Wenn sie sprach, erschien es ihren Zuhörern, daß sie bereits in jener Welt wohne, die wahrhaftiger ist wie die irdische. Ihre Stimme tönte wie die eines „Predigers in der Wüste“, von nah und fern strömten Menschen herbei, um sie zu hören. Sie hatte Gedanken, die Äbtern gleichen, und fand gleichzeitig die unerhört liebreichen Worte, nach denen die Seele dürstet. Stets zeigte ihr Antlitz die innere Helle, die aus der Region der Liebe kam. Aus dieser Zeit stammt eine Schilderung von ihr als von einer „älteren Frau mit zarten, geistvollen Gesichtszügen, hochgewölbten, blauen Augen, einer ernsten ehrwürdigen Gestalt“. An anderer Stelle heißt es: „Frau von Krüdener kömmt in ihren Reden öfter auf sich selbst zurück und bekennet freymüthig, daß sie eine Sünderin gemeinen, bis der Herr sie gnädig rettete.“ Prof. Vachon stellte ihr im Grenzacher Horn für ihre Armen ein geräumigeres Haus zur Verfügung, und hier trug sich die erschütternde Bekehrung der beiden Brüder Domberger zu, die ihren armen, zu Julianen geflüchteten, im Unglück vereinsamten Vater mißhandelt und verstoßen hatten — „ein alter Mann ist stets ein Könia Bear“. — Der ältere der Brüder, Mathias, schrieb mit entzündetem Herzen ein Gebet und Bekenntnis nieder: „Wie kann ich dir, Gott, genug danken, daß du Frau von Krüdener als Werkzeug gebrauchtest, um mir die Seele zu öffnen.“ Scharen von Pilgern, die das Grenzacher Horn durchzogen, fanden Aufnahme bei Julianen, auch die badischen Juden hielten zu dieser seltenen, gütigelegneten Frau. Leider wurde einer von Julianes eifrigsten Anhängern, ein gewisser Postdirektor Kellner, durch unvorsichtig abgefaßte Zuschriften „An die Armen“ die Ursache zu der Verfolgung, die von seiten der Regierung gegen Frau v. Krüdener unternommen werden mußte. Man beschuldete sie kommunistischer Propaganda, ihre reinen Wege mißdeutend. Freilich wollte Julianen teilen, doch nicht nach volkswirtschaftlichem Rezept, bloß im Sinn christlichen Entäußerns. Immerhin hatte sie Anlaß zum Bekennen ihrer seelischen Intentionen gegeben. Was ihr ferner schadete, war, daß sie das „1000-jährige Reich“ verkündete. Infolge dessen veranlaßte viele Haus und Hof und geriet dadurch in eine schwierige Lage. Auch darüber liefen Klagen an die Regierung ein. Obwohl diese in der Begeisterung der Volkshäufen nichts wie Massentrüben sah und systematisch zu drohender Verfolgung schritt, stand der größere Teil der Bevölkerung unbeeindruckt zu Julianen und glaubte in den ungewöhnlichen Ausbrüchen, die damals die Natur heimsuchten, eine göttliche Anlehnung gegen die Maßnahmen der Regierung zu erkennen. 1817 konnte man in der Zeitung lesen: „Wir haben nicht leicht so viele und so schreckliche Stürme erlebt als seit vorigem Jahr. Ueberall wo man im Sommer auf dem Lande reiste, traf man vom Winde zerbrochene Bäume an. In Karlsruhe und Umgegend war der Sturm so heftig, daß er Häuser abdeckte, beladene Wagen auf der Straße umwarf und allein in dem Walde bey Karlsruhe über 36000 Bäume ausriß. Auch die Natur predigt Buße und Umkehr.“

Die Selbstzerfleischung von Julianen hatte etwas gotisch Mittelalterliches, ihr tiefes, soziales Gefühl, ihr tragischer Opfermut hießen sie auf dem Posten verharren, ihrer großen Lehre treu. Und obwohl sie durch die starken Linien ihrer Persönlichkeit selbst die Leute bekehrte, die eingeseht waren, um sie zu überwachen, wurde sie schließlich doch aus dem Lande verwiesen. Ihr heroisches Seelenwerk fand nun, wenigstens soweit es sich auf badischem Boden abspielte, ein jähes, schmerzliches Ende. Dennoch empfing sie die bis ins Letzte versöhnende Erkenntnis, nicht umsonst gewirkt zu haben unter dem ihr vertraut und teuer gewordenen badischen Volke. Betrachtet man ihr geklügeltes, gefeigertes, grundchristliches Leben, so war Julianen von Krüdener im Jean Paulschen Sinn der „hohe Mensch“, der etwas besaß, was die Erde nur selten hat: die Erhebung über die Erde.

zähltest von dem Wiedererkennen der sieben Menschenkinder nach dem Kampfe bei der Kapelle von Notre Dame de Lorette, und daß du die kostbarste deiner Gewohnheiten entweihst, Angela . . .

Da war sie, Erstaunten Blickes, einer Bestalin gleich, der von ihrem Hohenpriester befohlen ward, einen Verurteilten auf öffentlicher Straße zu umarmen, trat sie vor.

Angela sprach der Kronenwirt laust, sei so freundlich und schenke dem Herrn Wachtmeister ein. — Seine Stimme klang erregt, es fiel mir gleich auf. Auch Angela mußte es gespürt haben. Sie war bewunderungswürdig. Den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, trat sie heran — Aphrodite nähert sich dem Ares — goß dem Wein aus der Kanne ins Glas, nickte dem Biedermann leicht zu und entfernte sich.

Angela, dem Herrn Doktor bitte auch!
Hatte ich recht gehört, und sah ich recht? So blickt kein Schuldbewußter, so lachen die Backen keines Selbstabtrünnigen. Nein, der Mann hobte am ganzen Leib vor nichts als lauter Freude!

Prost, Kronenwirt! (Angela hatte mir eingeschickt!)
Auf den Saalbau, Herr Doktor!

Wir stoßen an, ein Glas zerpringt. (Angela!)
Gutes Wahrzeichen lacht der Kronenwirt und holt ein neues.

Er war wie umgewandelt, er schleppte seine Grundrisse bei, zeichnete daran herum, baute das reinste Walsalla auf, kribbelte Kostenanschläge an den Rand, rollte die 72, die Glücksziffer, das tolle Trefferchen, wie er's nannte, in ein tolles Zahlenphantasiespiel hinein, und stellte dazwischen mit leiser Stimme, damit der Gendarm es nicht höre — dem er gleichwohl von Zeit zu Zeit einen beinahe zärtlichen Blick hinübersendete — arawöhnliche Fragen an mich ob es bei der allgemeinen Verderbnis auch möglich sei, den Tausender sicher anzulegen, kurz, er sprudelte, und er richtete schon im voraus in dem zu erbauenden Saal ein Duzend Hochzeiten seiner Bekanntschaft aus, und sah manchmal so verzückt drein, als kaufe er schon in Gedanken von dem Gewinnste Kleider für seinen ganzen Serail, und ein Fieschen für Karl, seinen Sohn, und was weiß ich.

Einmal kam die Frau herein. Sie war blaß und ein wenig schen. An ihrer Brust lag das Jüngstgeborene; die aufgeknappte Brust war etwas verichoben, um das nackte Fleisch zu hecken. Sie nickte dem Gendarmen, der eben zum Fortgehen aufstand, freundlich zu, und dann glitt aus ihren sanften, klugen Augen hinüber in die ihres Ehemannes einer jener Blicke, die aus der Tiefe einer unvertrauten Erinnerung aufblitzen, und von einer Wonne jagen, die ohnegleichen ist.

Während die Fackeln der Gedankenhochzeit flammten, schnalste der Gendarm mit einer abscheulich materiellen Miene seinen Leibgürt um das genossene Viertelchen. Er, von dem so große Freude ausging, und dem so reiche Gaben zuteil geworden, empfand nichts von alledem. Eine Dienstmütze stülpte er mit roher Gebärde über die Nureole der Gnade, die ungeschen von ihm über seinem kahlen Schädel erglänzt war. Fest kniff er sogar die göttliche Angela ... hinaus, du Kriegsknecht.

Ich aber, der ich so hochmütig auf mein Verdienst gepocht, sah beiseit mit einem Abfall von fremden Gnaden da und schaute ihm nach wie einst Petrus dem Jünger, den Jesus lieb hatte, nachschaute.

„Weßhalb ich mich so sehr freute,“ sprach der Kronenwirt, als er in die Stube zurückkehrte, die nun leer war, „das will ich Ihnen erzählen. Ich war nämlich als Kind rachitisch, und noch heute ist meine Brust verwachsen; da schauen Sie.“

Er entblökte seine Brust und wies mir die verkümmerten Rippen.

„Genau um diese Stunde,“ sagte er, als jetzt die Wanduhr mit einem warmen Klänge zum Schlagen ausholte, „brach der Brand aus.“

„Die Uhr,“ fuhr er fort, nachdem er sich neben mich gesetzt und einen langen Zug aus dem Glase actan, „stand früher in meinem

Eiternhaus, drüben überm Gebirg, im Muratal. Ich war ein paar Wochen alt, etwa so wie das Lunelieschen heute ist, und ich trank auch von der Mutter. Sie sagen, daß ich eben an der Brust gelegen wäre, als der Brand ausbrach. Das wird stimmen, denn immer um diese Stunde friere ich Durst und muß einen Schluck trinken.“ Er trank.

„Als der Brand,“ fuhr er fort, „der die Scheuern und einen Teil des Hauses eingäschert, aus war, fand es sich, daß auch die Milch meiner Mutter alle war. Der Schreck hatte sie verfliegen gemacht. War es auch bei mir der Schreck gewesen, oder war es eine Art Protestantentum wegen der plötzlich verlorenen Mutterbrust, was mir in die Glieder gefahren, vielleicht ein bißchen rechte Behmut dabei — wer kann's wissen, die Herren Aerzte haben alles und mehr behauptet und ein jeder was anderes — kurz, ich hörte auf, ordentlich zu wachsen, und was da wuchs, gina meistenteils ins Krumme. Es kam so, daß ich im Alter von drei Jahren nicht einmal mit dem Scheitel an die Tischplatte reichte, und die war niedrig. Ich frage mich heute noch, was aus mir geworden wäre, wäre nicht eines Tages bei uns der Gendarm erschienen.“

Er der Tausend!

„Ja,“ fuhr der Kronenwirt fort, nachdem er eine Weile ins Glas geschaut, der Gendarm! Er zwirbelte seinen Schnurrbart genau wie der von vorhin. Er war auch neu herversetzt und kam öfters zu uns ein Viertelchen trinken. Die Sternwirtin, meine Mutter, war eine Wittfrau, und sie hatte es schwer mit ihren Buben, meinen Brüdern nämlich. Denn ich selbst war still und stellte gar nichts vor. Junge, sagte da eines Tages der Gendarm, der uns gern ein wenig beaverte, zu mir, bist fünf Jahre alt und kannst nicht mal üben Tisch guden. Das traf. Auf die Behen stellte ich mich, reckte mich, aber was ich auch anstellte, ich brachte meine Augen höchstens bis an die Kante des Tisches und hatte so ein Gefühl dabei, wie es ähnlich der Columbus gehabt haben mochte, als er den ausfahrenden Schiffen nachblickte, deren Masten auf der hohen See immer kürzer wurden. Der Gendarm hatte nämlich eine dicke Schokoladenstange von der letzten Kirmes her auf die Tischplatte aufgespannt, die ließ er von meiner Nase ab rückwärts marschieren, indem er mich immerzu ermunterte, ihr mit den Augen zu folgen. Junge, sagte er, als ich vor Herzeleid aufschrie und zu heulen anfing, du kannst und du mußt. War es nur, daß ich nach der Schokoladenstange gierte, oder war es die Art des Mannes, jedenfalls von demselben Tage an wuchs ich, daß es eine Lust war, und man es vom Morgen zum Abend sehen konnte. Am zehnten Tage gewann ich die Schokoladenstange, und zehn Jahre später war ich ein Bengel wie jeder andere. Und seitdem,“ schloß der Kronenwirt, „so oft ich einen Gendarmen sehe, geht mir das Herz auf.“

— Das begreife ich gut. Prost, Kronenwirt! —

Ich gina rasch fort.

Draußen bei der Hecke feuerten die beiden Buben des Kronenwirts, Nero, der Hund, stand bei ihnen. Alle drei waren in großer Aufregung.

Hier, sagte ich, ist eine Tafel Schokolade für euch Buben.

Karl gab sich nicht einmal die Mühe, aufzuschauen.

„Ein Haal“, stöhnte er wonnezitternd.

Der sanftere und besinnliche Ernst aber drehte, mein Angebot ebenfalls überhörend, sein heißes Gesichtchen nach mir um und fragte: „Du, Herr Doktor, ist die Sonne ein Fegel?“

Nicht unmöglich sei das, erwiderte ich, leate meine Tafel Alpenmilchschokolade auf die Erde neben die linke Vorderpfote Neros, der mich geringschätzig ansah, und gina meiner Wege.

Gottlieb Graef / Die Briongräber zu Meissenheim.

Der unter obigem Titel in Nummer 1 der „Pyramide“ dieses Jahres erschienene Aufsatz von Gustav Adolf Müller nennt als seinen Zweck „eine sachliche Darstellung des Themas und eine Wichtigstellung spät umherlaufender irriger Ueberlieferungen“. Ohne den Ruhm und die Verdienste seines Verfassers um die Wiederherstellung der Gräber von Olivie und deren Gatten auf dem Kirchhof zu Meissenheim schmälern zu wollen, erscheint zur Verhütung falscher Legendenbildung eine Wichtigstellung jener Ausführungen in einzelnen Punkten geboten.

Keineswegs dem richtigen Sachverhalt entsprechend ist die Darstellung, als sei das Grab der neben Friederike bestatteten Gattin des Pfarrers Marx von Müller „entdeckt“, sowie deren Identität mit „Olivie“ aus Dichtung und Wahrheit erst durch ihn auf Grund „urkundlicher Forschungen und Studien“ festgestellt worden. Vielmehr war dies alles schon vor einundachtzig Jahren durch Friedrich Geßler geschehen, der sein Erlebnis in dem von ihm damals herausgegebenen Friederiken-Album folgendermaßen schildert: „... Ich frug nach der Stätte, und man bezeichnete mir zwei flach liegende Steinplatten mit ausgetretener verwachsener Schrift, die ich erst sorglich säuberte und nach vieler Mühe ablesen konnte, daß hier Maria Marx geb. Brion und ihr Gatte, der Pfarrer Marx, schlummern. Das war die Schwester, „Olivie“ nach Goethes Wahrheit und Dichtung; aber Friederike? Wo schlummert sie? Nachdem ich mich im Dorf noch vielfach ohne Resultat erkundigt, wies man mir endlich einen gebückten Greis, es war der Totengräber Hockenjös. Freudig führte mich der Alte zurück auf den Friedhof und zeigte mir mit zitternden Händen einen eingetunkenen Hügel, auf dem mühsam mit dem wüchern-

den Rasen ein kleiner Nelkenstrauch um sein Blütendasein rang. Hier, sprach der Totengräber, habe ich die gute Tante begraben im Jahr 1813, und eine Träne schwamm in seinem Auge. Ich versprach dem guten Alten, für einen einfachen Denkstein Sorge zu tragen. ...“ Es ist verwunderlich, daß Dr. G. A. Müller dieser Bericht, den zudem noch die von ihm in seinem Aufsatz genannte Besprechung des Friederiken-Grabes zu Meissenheim in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ (1925, Heft 2) im Wortlaut wiedergibt, bei seinen urkundlichen „Forschungen und Studien“ unbekannt geblieben sein soll.

Was die „Wichtigstellung spät umherlaufender irriger Ueberlieferungen“ anlangt, so beschränkt sich diese merkwürdigerweise auf eine einzige solche, und auch diese offenbart sich als eine taube Nuß. Sie betrifft die Idealbüste an Friederikes Grabmal, der nicht, wie bisher geglaubt, die Gesichtszüge einer Urenkelin von deren Schwester zugrunde liegen sollen. So belanglos diese Frage ist, möge hier doch die einst von Friedrich Geßler, dem Urheber des Grabmals, gegebene Darstellung mitgeteilt sein, derzufolge der Mannheimer Bildhauer Wilhelm Hornberger sich bei Herstellung der Medaillonbüste in Ermangelung eines verbürgten Porträtbildes tatsächlich an die Gesichtszüge jener Urenkelin, die Friederiken ähnlich gewesen sein soll, gehalten hat. Und Geßler ist hierin ein älterer und in erster Reihe zuständiger Kronzeuge. — Im übrigen hieß Friederike in Meissenheim auch nicht „das Pfarrantele“, wie Müller schreibt, sondern „die große Tante“ im Gegenlatz zu ihrer ab und zu dort antehrenden kleineren Schwester Sophie, die „das Tantele“ genannt wurde.